



Newsletter vom 14. 2. 2021

Inhalt

Was braucht ein Kind, um seine Lebensaufgaben bewältigen zu lernen?	2
12.2.2021, Marianne Wüthrich	2
«Hasenohr – Hasenohr, einmal rum und dann durchs Tor»	4
Zeit-Fragen 9.2.2021, von Dr. Eliane Perret, Psychologin und Heilpädagogin	4
Die achtjährige Yuna hat ein Herz aus Gold	7
Erziehung und Corona «Die Kinder lernen jetzt, dass sie nicht immer im Zentrum stehen»	8
Sonntagszeitung 30.1.2021, Erziehung und Corona, Interview von Nadja Pastega	8
Schulkinder klagen vermehrt über psychische Probleme	9
NZZ 10.2.2021, Zürich und Region, Nils Pfändler, Lena Schenkel	9
Ausschluss vom Unterricht ohne Test ist zulässig	11
Selektive Sicht auf den Unterricht	12
Journal21, 30.1.2021, Carl Bossard	12
Präsenzunterricht an Primarschulen darf nicht verboten werden.....	14
NZZ 9.2.2021, Meinung & Debatte, Gastkommentar von Andreas Glaser	14
Fernunterricht bleibt für mich eine Option	16
Condorcet Bildungsperspektiven, 30. Januar 2021, Gastbeitrag von Annemarie Aeschbacher	16
Wirksamkeit des digitalen Unterrichts auf dem Prüfstand	17
Condorcet Bildungsperspektiven, 4. Februar 2021, von Hanspeter Amstutz	17
«Leichte Sprache»: herablassend und dumm.....	19
31. 1. 2021, Mario Andreotti.....	19
Wie werden Teenager zu Lesern?	20
Frankfurter Allgemeine 30.1.2021, Uwe Ebbinghaus	20



Was braucht ein Kind, um seine Lebensaufgaben bewältigen zu lernen?

12.2.2021, Marianne Wüthrich

Liebe Leserinnen und Leser

In Pandemiezeiten haben sich die Diskussionen darüber, was gut ist für die Kinder und was ihnen schadet, vervielfacht. Das kommt auch in der vorliegenden Textauswahl zum Ausdruck.

Sind Hausaufgaben sinnvoll, oder vergrössern sie die Schere zwischen den zu Hause geförderten Kindern und denjenigen, die allein zurechtkommen müssen? Soll die Maskenpflicht auch für jüngere Schüler in Betracht gezogen werden – oder ist doch eher ein teilweiser Fernunterricht angesagt? Was tun gegen die zunehmenden psychischen Probleme bei Kindern, die schon in "normalen" Zeiten auf unsicheren Beinen im Leben stehen?

Das Leben ist keine Playstation

Auf alle diese Fragen finden sich leichter Antworten, wenn wir ab und zu innehalten und uns die Kernfrage vergegenwärtigen: Was braucht ein Kind, damit es aus der naturgegebenen Abhängigkeit von seinen Bezugspersonen herauswachsen und die Aufgaben des Lebens Schritt für Schritt selbständig anzupacken und zu bewältigen lernt? Deshalb stellen wir den Artikel von Eliane Perret an den Anfang, als Anregung (oder Bestätigung) für die Ausrichtung unseres pädagogischen Kompasses an den Anforderungen der Realität. "Das Leben gestaltet sich nicht wie an einer Playstation", schreibt sie. "Es gibt Herausforderungen, denen man sich stellen muss. Man muss sich überwinden, etwas zu tun oder eben gerade nicht zu tun."

Auch die Schule ist keine Playstation, ob mit oder ohne digitale Hilfsmittel, ob in Zeiten der Krise oder in normalen Zeiten. Das Lernen kann sehr anstrengend sein. Das gilt auch für die Hausaufgaben: Sie öffnen ein Fenster zur Schule und sind deshalb wichtig, sagt uns Carl Bossard, sollen aber regelmässig und kurz sein, also nicht entmutigend. Trotzdem ersparen sie dem Kind die Anstrengung nicht – erinnern Sie sich an den Ruck, den wir uns manchmal geben mussten, um uns dranzusetzen, wenn draussen die Sonne schien? Das hat uns gelehrt, dass man im Leben nicht immer tun kann, wozu man gerade Lust hat, und es hat zur Reifung unserer Persönlichkeit beigetragen.

Dem Kind die Überwindung der Hürden zutrauen

Glücklich das Kind, dessen Eltern und Lehrer ihm die Hürden im Leben nicht wegzuzaubern versuchen, sondern ihm deren Überwindung zutrauen. Jede bewältigte Schwierigkeit trägt zur Stärkung des Selbstvertrauens bei und schafft auch Raum im Gemüt, um sich trotz Corona die lebenswichtigen Kontakte mit Gleichaltrigen einzurichten. Oder um weniger Glücklichen beizuspringen, wie es im letzten Frühling zahlreiche junge Menschen getan haben, die für ihre älteren Nachbarn einkaufen gingen. Ein eindrückliches Beispiel ist die junge Südkoreanerin Yuna, die heute in der Schweiz lebt und ihr eigenes Glück anderen weitergeben möchte, indem sie sich zu ihrem Geburtstag statt Geschenken Spenden für das IKRK wünscht.

Die Erziehungswissenschaftlerin Margrit Stamm weist darauf hin, dass sogar der "Dichtestress" mit Homeoffice und Homeschooling in den Familien seine guten Seiten hat: Die Kinder müssten nämlich lernen, dass sich nicht immer alles um sie dreht, sondern dass sie sich selbst beschäftigen müssen, weil die Eltern sich zu Hause auf ihre Arbeit konzentrieren müssen. Damit erfahren sie übrigens gleichzeitig, dass die neuen Jeans und die Turnschuhe, und was sie sonst alles von den Eltern bekommen, von diesen mit Arbeit verdient werden muss.



Maskenpflicht oder teilweiser Fernunterricht?

Die heutige Situation in den Schulen ist sicher kein Zuckerschlecken. Dies kommt im Artikel von Nils Pfändler und Lena Schenkel über die Zunahme psychischer Probleme von Schulkindern zum Ausdruck. Die positiven Testergebnisse von Schülern und Lehrern und die darauffolgende Quarantäne oder der zeitweise Ausfall des Unterrichts ist für alle Beteiligten nicht einfach.

Auch dies ist eine der Herausforderungen, die das Leben stellt. Was tun? Die Zürcher Bildungsdirektion hat das Recht der Kinder auf Präsenzunterricht höher gewichtet als die Einschränkungen durch das Maskentragen, unterstützt durch die Vereinigung der Kinderärzte, die das Maskentragen für Primarschüler als "medizinisch unbedenklich" erachtet. Trotzdem werden Unterschriften für eine Petition gegen die Maskenpflicht gesammelt. Yasmine Bourgeois begründet dies damit, dass viele Kinder mit den Masken nicht richtig umgehen könnten. Das trifft sicher zu, übrigens auch bei vielen Erwachsenen – schauen Sie sich einmal um! Es ist sehr verständlich, dass die Eltern und Lehrer die besten Lösungen für ihre Schulkinder suchen. Die Frage ist nur: Sind häufiger Schulausfall und Quarantänen oder gar die Wiedereinführung des Fernunterrichts nicht schlechtere Alternativen zum Maskentragen?

Zur Frage des Fernunterrichts schreibt Staatsrechtsprofessor Andreas Glaser, dass das Verbot des Präsenzunterrichts an sämtlichen Schulen gegen den Anspruch jedes Kindes auf Unterricht (Artikel 19 BV) verstosse. Dem ist allerdings entgegenzusetzen, dass der Bundesrat in Krisenzeiten berechtigt und verpflichtet ist, geeignete Massnahmen zu ergreifen. Das derzeit geltende Versammlungsverbot für mehr als eine Handvoll Menschen oder das Verbot, Geschäfte und Restaurants offenzuhalten, sind im Prinzip auch verfassungswidrig, aber als Notrecht für eine beschränkte Zeit müssen sie zum Schutz der Gesundheit der Bevölkerung zulässig sein.

Einen erfrischenden Kommentar zum Fernunterricht lesen wir bei Condorcet. Annemarie Aeschbacher hat natürlich recht: Es kommt immer darauf an, wie die Lehrerin die Beziehung mit den einzelnen Kindern aktiv gestaltet. Natürlich ist Präsenzunterricht besser, aber viele unserer Lehrer und Lehrerinnen haben im Frühjahr 2020 Bewundernswertes geleistet, um den persönlichen Kontakt mit ihren Kindern aufrechtzuerhalten.

Wie bekommen Jugendliche Freude am Lesen?

Den Abschluss unseres Newsletters bildet wieder einmal das grundlegende Thema Lesen. Mit Recht kritisiert Mario Andreotti die "Leichte Sprache" als fragwürdiges Zementieren der Tatsache, dass viele Schulabgänger in neun Jahren Volksschule keinen genügenden Deutschunterricht hatten und deshalb mangelhafte Lese- und Schreibfähigkeiten ins Leben hinaustragen.

Als herrlichen Kontrapunkt dazu erzählt uns die Wiener Lehrerin Melisa Erkurt, wie sie ihren Teenagern, darunter vielen Migrantenkinder, die Freude am Lesen hinübergebracht hat. Lesen Sie selbst – da geht einem das Herz auf.



«Hasenohr – Hasenohr, einmal rum und dann durchs Tor»

Zeit-Fragen 9.2.2021, von Dr. Eliane Perret, Psychologin und Heilpädagogin

Schonung schadet – warum Kinder Herausforderungen brauchen

In der Garderobe neben einem Klassenzimmer stehen die Schuhe der Kinder. Schön eingeordnet, wie das offensichtlich verlangt wird. Interessant, denke ich, alle Schuhe haben Klettverschlüsse, oder man kann hineinschlüpfen, ohne einen Verschluss zu öffnen. Ein einzelnes Paar hat Schnürsenkel, aber auch die muten eher als Zierde an; mindestens scheinen sie nicht geöffnet zu werden, die Ferse ist hinuntergequetscht. Aha, offensichtlich ist es nicht mehr üblich, Schuhe zum Binden zu kaufen, die etwas mühsamer anzuziehen sind und vom Kind verlangen, dass es sich die dafür erforderliche Technik aneignet. Warum wohl?

Von seinen feinmotorischen Fähigkeiten her wäre ein Kind mit etwa vier Jahren in der Lage, seine Schuhe selber zu binden. Viele nehmen dazu ein Sprüchlein zu Hilfe: «Hasenohr – Hasenohr, einmal rum und dann durchs Tor.» Wer diese Methode noch nicht kennt, sollte sie einmal ausprobieren, sie funktioniert erstaunlich gut!

Alles überflüssiger Ballast?

Aber sollen Kinder solche Dinge überhaupt noch lernen? Ist es nicht alles überflüssiger Ballast? Fertigkeiten, die man im gegebenen Fall mit einem *YouTube*-Tutorial lernen kann? Vermutlich auch nicht in den Kompetenzen neuer Lehrpläne aufgeführt? Nun, mir scheint es lohnenswert, darüber nachzudenken, denn die obenstehende Beobachtung ist kein Einzelfall und steht stellvertretend für viele andere. Vielen Kinder fehlt es heute an grundlegenden Fertigkeiten, die sie zu einer eigenständigen Lebensbewältigung brauchen würden. In den letzten Jahren wurde dies glücklicherweise zunehmend als Folgen eines ungünstigen Erziehungstrends erkannt.

Was sagt die Wissenschaft dazu?

Wenn es um die Ursachen solcher Phänomene geht, müssen wir bei den personalen Humanwissenschaften, speziell der Pädagogik und Psychologie nachfragen. Einer ihrer Forschungsbereiche befasst sich seit längerem mit der Auswirkung von unterschiedlichen Erziehungsstilen auf die Persönlichkeitsentwicklung eines Kindes. Von den Forschern wurde zwischen typologischen oder dimensionierten Konzepten unterschieden. Als Vertreter typologischer Konzepte waren der deutsch-amerikanische Psychologe *Kurt Lewin* und die amerikanische Forscherin *Diana Baumrind* kategorisiert; sie unterschieden zwischen einem autoritären, autoritativen und permissiven Erziehungsstil. In den siebziger Jahren des letzten Jahrhunderts kritisierte man diese Konzepte als unzureichend, weil sie lediglich Verhaltensweisen, nicht aber in Skalen erfassbare Dimensionen und deren Wechselwirkungen einbeziehen würden. Diesen Ansatz griffen die deutschen Psychologen *Annemarie* und *Robert Tausch* auf und unterschieden zwischen einer Lenkungsdimension, die Kontrolle und Autorität beschrieb, und einer emotionalen Dimension, mit der Wärme, Zuneigung und Wertschätzung erfasst wurden. So ergänzten sie die bisherigen Kategorien um vier weitere elterliche Erziehungsstile und unterschieden einen autoritären, autoritären, demokratischen, egalitären, permissiven, *Laissez-faire*- und einen negierenden Stil; diese sind natürlich nie in reiner Form anzutreffen.

Die Kinder sollen es besser haben

Und welcher Erziehungsstil bestimmt heute das erzieherische Umfeld? Bei solchen Fragen müssen gesellschaftliche Entwicklungen und zeitgeistige Trends einbezogen werden. In der ersten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts, das gezeichnet war von



Weltkriegen und wirtschaftlicher Unsicherheit, herrschte in Europa das autoritäre Erziehungsprinzip vor. Die Menschen waren mit der Sicherung der Lebensexistenz und dem Wiederaufbau beschäftigt. Es blieb wenig Raum, erzieherische Fragen zu wälzen, und man versuchte, die heranwachsende Generation mit Strenge, Demütigung und Härte auf den richtigen Weg zu zwingen. In den sechziger Jahren war in breiten Bevölkerungsschichten ein gewisser materieller Wohlstand vorhanden und ein verwöhnender (permissiver) Erziehungsstil wurde seither mehr und mehr üblich. Die Kinder sollten es besser haben. Nicht nur materiell, sondern auch sonst wollte man sie – in bester Absicht – von den Erschwernissen des Lebens fernhalten.

Bereits einige Jahrzehnte früher, in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts, hatte *Alfred Adler*, der Wiener Arzt und Psychologe und Begründer der Individualpsychologie, den Finger auf die Bedeutung der Erziehung gelegt und sich auch dadurch von *Sigmund Freud* abgegrenzt, welcher die Persönlichkeitswerdung mit der Trieblehre begründete. Adler widmete seine Aufmerksamkeit den Erziehungsfragen und machte sich durch entsprechende Aus- und Weiterbildung von Eltern, Lehrpersonen und Ärzten verdient. Als er in den dreissiger Jahren mehrheitlich in den USA weilte, war in seinen Fallbeispielen nur noch vom verzärtelnden Erziehungsstil die Rede. Offenbar war Adler in Amerika anderen Formen der Erziehung begegnet, als sie damals in Europa üblich waren. Heute hat sich dafür der Begriff Verwöhnung durchgesetzt.

Auf der nützlichen Seite des Lebens bleiben

Adler ging bei seinen Überlegungen über einen kindgerechten Erziehungsstil von der anthropologischen Tatsache aus, dass ein Kind in seiner ersten Lebenszeit von der pflegenden Zuwendung seiner Bezugspersonen abhängig ist, sonst würde es nicht überleben. Gehen sie angemessen auf die körperlichen und gefühlsmässigen Bedürfnisse des Kindes ein, so fasst es zunehmend Vertrauen, entsprechend seinem körperlichen Entwicklungsstand aus dieser Abhängigkeit herauszuwachsen und selbständig am Leben teilzunehmen. Eingebettet in eine Vertrauensbeziehung sollten seine Bezugspersonen diesen Lern- und Entwicklungsprozess ermutigend begleiten und an den Schwierigkeiten und Erfolgen unterstützend Anteil nehmen. Wichtig ist es, dass im emotionalen Austausch ein gleichmässiges Geben und Nehmen entsteht und erhalten bleibt. Das bedeutet, das Kind ernst zu nehmen, nicht herabzusetzen, so dass es den Mut zu stetem Weiterlernen entwickelt und seine Aktivität auf die gemeinschaftsbejahende, nützliche Seite des Lebens verlegt. Fehlentwicklungen ordnete Adler vor diesem Hintergrund ein.

Es schneit – und nun?

In den letzten Wochen waren unsere Dörfer und Städte zeitweise tief im Schnee versunken. Eine Kindergartenklasse zog an unserem Haus vorbei. Sie hatte den Vormittag am nahen Schlittelhügel verbracht. Man sah den Kindern das Vergnügen und die Anstrengung an. Wie oft hatten sie den Schlitten wohl den Berg hochgezogen, bevor sie wieder hinunterausten? Vor dem Kindergarten warteten einige Mütter und Väter. Es ging spannend weiter. Ein Bub legte stillschweigend der Mutter die Zugleine des Schlittens in die Hand. Nebeneinander machten sie sich auf den Heimweg. Die Mutter zog den Schlitten, er stapfte munter links und rechts des Weges durch den Schnee. Ein anderer grüsste knapp seinen Vater, setzte sich auf seinen Schlitten und wurde nach Hause gezogen. Bald zottelte ein Mädchen an mir vorbei. Sie war offensichtlich müde. «Und, war's schön?», fragte ich sie. Sie strahlte und blieb einen Moment stehen: «Ja, ich bin zwanzig mal hinunter gefahren und dreimal umgekippt und jetzt habe ich Hunger!» Drei Kinder, drei Varianten, das Leben anzupacken!

Vor Enttäuschungen bewahren

In vielen Familien ist heute der Erziehungsalltag so eingerichtet, dass die Kinder möglichst



wenig (wärmespendende!) Reibung erfahren. Sie sind umgeben von einer Schutzmauer, so dass das echte Leben nur beschränkt zu ihnen vordringen kann. Dabei würde es in und ausserhalb von Elternhaus und Schule viele Lerngelegenheiten bereithalten. Oft werden faule Kompromisse eingegangen, um den erwarteten unangenehmen Reaktionen zuvorzukommen. So erhält das Kind eine irriige Vorstellung vom Zusammenleben, und es wird Mühe haben, sich in der grösseren Gemeinschaft des Kindergartens und der Schule einzuleben und zurechtzufinden.

Auch in der Familie entwickelt es sich nicht zu einem zuverlässigen Mitspieler, der einen altersgemässen Beitrag im Zusammenleben beisteuert. Im Gegenteil wird es dazu verleitet, Anforderungen aus dem Weg zu gehen und sich in der Beziehung mit früher eingeübten Verhaltensweisen einzugeben und sich so die Zuwendung zu sichern.

Diese elterliche Flucht in die Überbehütung macht es den Kindern schwer, Konflikte und Enttäuschungen als Teil des Lebensalltags zu akzeptieren. Sie vermeiden es, Verantwortung zu übernehmen, sind dafür in der Hauptrolle des «Ich nicht – er auch»-Spiels bestens bewandert. Sie haben wenig Frustrationstoleranz und werden Weltmeister darin, anstrengendere Aufgaben vor sich her zu schieben. Eine solche Strategie bringt aber keine Lebenszufriedenheit mit sich. Deshalb ist es von Vorteil, wenn ein Kind früh mit dem Prinzip LJAM vertraut wird – lieber jetzt als morgen!

Der Weg führt in eine andere Richtung

Ein verwöhnender Erziehungsstil enthält deshalb dem Kind wichtige Lerngelegenheiten vor, denn das Leben gestaltet sich nicht wie an einer Playstation. Es gibt Herausforderungen, denen man sich stellen muss. Man muss sich überwinden, etwas zu tun oder eben gerade nicht zu tun. Es gibt Wartezeiten, die man sinnvoll ausfüllen muss. Manchmal auch Enttäuschungen und Niederlagen, die zu einer Chance werden können. Manchmal gibt es Streit, man muss etwas aushandeln; das kann anstrengend wirken, weil man von eigenen Vorstellungen Abstand nehmen muss. Man findet es mühsam, und trotzdem, oder gerade deshalb lohnt es sich. Fehlt das im Leben eines Kindes, macht es zu selten die Erfahrung, dass es schwierige Situationen aus eigener Kraft bewältigen kann und dabei die Genugtuung erfährt, wozu es fähig ist. Erziehende jedoch, die ihren Kindern diese Erlebnisse ermöglichen, auch hinstehen und soziale Normen einfordern, legen den Grundstein zu Schul- und Lebenserfolg.

Nicht nur ein pädagogisches Problem

Verwöhnte Kinder und Jugendliche wachsen zu verwöhnten Erwachsenen heran. Sie bringen dann ihre als Kinder erworbenen Haltungen in die Arbeitswelt ein. Mittlerweile beklagen Handwerksmeister und Firmenchefs das Anspruchsdenken eines Teils ihrer Mitarbeitenden, deren ständiges Bedürfnis nach Aufmerksamkeit, Lob und Anerkennung, aber auch die geringe Bereitschaft, weniger attraktive Arbeiten zuverlässig und vollständig zu erledigen. Sie beobachten mangelnde Eigeninitiative und den fehlenden Impuls, sich über das Pflichtenoll hinaus anzustrengen, genauso wie den Mangel an Teamfähigkeit und konstruktiver Konfliktbereitschaft und monieren nicht zuletzt auch eine oft unsorgfältige Sprache. Dies nicht nur bei der Generation Z oder «Schneeflocke», wie die nach 1995 Geborenen mancherorts bezeichnet werden. Auch auf Führungsetagen sind verwöhnte Lebensgewohnheiten und Anspruchshaltungen zum Problem geworden.

Die eigenen Fähigkeiten erproben können

Es ist das Herzensanliegen der allermeisten Eltern, ihren Kindern optimale Startchancen für ein erfülltes, selbstbestimmtes Leben zu ermöglichen. Mit einem verwöhnenden Erziehungsstil stehen sie aber sich und dem Kind im Wege. Und nun? Ursachenforschung muss stets alle Akteure einbeziehen. Deshalb stehen nicht nur das Kind, sondern auch seine Eltern im Fokus. Die «Erziehung der Erziehenden» gehört seit langem zu den



Grundpfeilern von Pädagogik und Psychologie. Dabei geht es nie um Schuldzuweisung, sondern um ein differenziertes Erfassen ungünstiger oder auch günstiger Bedingungen für die Persönlichkeitsentwicklung eines Kindes, damit sie allenfalls verändert werden können und einen Ausweg aus einer verfahrenen Situation eröffnen. Mit ihrem Weg, wie sie ihre Lebensfragen angehen, wie sie ihre Beziehungen und ihre unterschiedlichen Lebensbereiche gestalten, sind die Eltern den Kindern Vorbild und Modell. Aus dieser Grundsubstanz entwickeln sie wiederum ihre ganz individuelle Art, im Leben zu stehen. Soll der Weg konstruktiv sein, brauchen sie Aufgaben, echte Aufgaben, an denen sie ihre Fähigkeiten erproben und entwickeln können. Diese Verantwortung können Eltern nicht delegieren. Kinder brauchen für ihre Entwicklung Herausforderungen, worin man unschwer das Wort Forderung erkennt.

Auch in Krisenzeiten

Es gibt sie aber, die Jugendlichen, die sich gerne engagieren, denen übertriebene Sorge und Nachgiebigkeit lästig ist und die auch kein Zimmer ohne Gegenleistung im «Hotel Mama und Papa» gebucht haben. Wer erinnert sich nicht gerne an das Engagement von Jugendlichen in der ersten Welle der Covid-19-Erkrankung! Viele von ihnen boten ihren älteren Nachbarn unaufgefordert Hilfe an und übernahmen beispielsweise das Einkaufen und Gartenarbeiten, machten Botengänge mit dem Fahrrad oder Skateboard und nutzten die digitalen Medien zum Plaudern oder sogar zum Vorlesen einer Geschichte. Sie meldeten sich freiwillig für Hilfsdienste in Spitälern und liessen sich nicht bejammern, wie es seit einiger Zeit die Medien tun, denn sie hatten einen anderen Lebensinhalt als Partys und Trinkgelage. Sie fanden auch Wege, ihre sozialen Kontakte mit den Gleichaltrigen aufrechtzuerhalten und gar zu vertiefen, ohne sich und andere zu gefährden. Sie hatten einen Weg ins Leben gefunden, der ihnen auch in Krisenzeiten Halt, Orientierung und innere Zufriedenheit gab – Verwöhnung steht dem im Wege.

Die achtjährige Yuna hat ein Herz aus Gold

Yuna ist acht Jahre alt, stammt aus Südkorea und lebt in der Schweiz. Sie weiss, dass sie im Leben bisher viel Glück gehabt hat. Zu ihrem achten Geburtstag hatte sie eine besondere Idee. Sie bat ihren Vater, das IKRK zu kontaktieren. Anstatt sich Geschenke von ihren Freunden zu wünschen, wollte sie lieber Geld sammeln, um denjenigen zu helfen, die weniger Glück im Leben haben als sie selbst. Sie dekorierte eine Schachtel mit Bildern, welche die Arbeit des IKRK zeigen, und erklärte ihren Freunden, warum sie unsere Organisation unterstützen will. Yuna möchte so den Menschen ein wenig Freude schenken, die nichts haben, denn es ist ihr bewusst, dass nicht alle die Möglichkeit haben, eine Feier zu ihrem Geburtstag zu organisieren. Ausserdem möchte sie, dass die Menschen sich mehr Gedanken um andere machen. Yuna konnte den Mitarbeitenden des IKRK ihre gefüllte Spendenbox bei einem persönlichen Treffen überreichen; seither ist sie noch motivierter, das IKRK weiter zu unterstützen.

Wir danken Yuna, ihren Freunden und ihrer Familie von Herzen für ihre Unterstützung. Grosszügigkeit kennt kein Alter.

*Quelle: Das internationale Komitee vom Roten Kreuz.
In Aktion, Dezember 2020, Nr. 08, Seite 4*

Folgende Quellen waren mir beim Schreiben dieses Artikels hilfreich:

Kaiser, Annemarie. *Das Gemeinschaftsgefühl – Entstehung und Bedeutung für die menschliche Entwicklung*. Zürich 1981, Verlag Menschenkenntnis

Müller, Andreas. *Schonem schadet. Wie wir heute unsere Kinder verziehen*. Bern 2018.



ISBN 978-3-0355-1088-1

Berner, Winfried. *Verwöhnung: Der Kraftakt, verwöhnte Kulturen zu verändern*; <https://www.umsetzungsberatung.de/psychologie/verwoehnung.php>.
Abgerufen am 1.2.2021

Erziehung und Corona «Die Kinder lernen jetzt, dass sie nicht immer im Zentrum stehen»

Sonntagszeitung 30.1.2021, Erziehung und Corona, Interview von Nadja Pastega

Erziehungswissenschaftlerin Margrit Stamm über Eltern im Homeoffice-Stress, Masken für Viertklässler – und warum zu viel Familie ein Desaster ist.

Wir erreichen Margrit Stamm in den Ferien in Pontresina. Schön sei es hier, sagt sie, aber auch etwas «gespenstisch» – Läden und Beizen zu, die Strassen leergefegt. Stamm gehört in der Schweiz zu den bekanntesten Stimmen, wenn es um Erziehungsfragen geht, und veröffentlichte zahlreiche Bücher zum Thema. Sie weiss, wie Eltern und Kinder ticken – gerade auch in Zeiten von Corona.

Frau Stamm, in Schweizer Haushalten herrscht wegen Homeoffice und Homeschooling wieder Dichtestress. Es gibt Väter, die in den Keller flüchten, um in Ruhe zu arbeiten.

Es ist tatsächlich unglaublich, was von den Eltern in diesem zweiten Lockdown alles erwartet wird. Da geht es nicht nur darum, ob man die Ressourcen hat, die Kinder zu Hause beim Lernen zu unterstützen. Es gibt auch Eltern, die Angst um ihren Job haben, in Kurzarbeit sind, die nicht wissen, wie es weitergeht. Gleichzeitig müssen sie damit klar kommen, wenn wegen der Isolations- und Quarantäneregeln wieder eine Lehrperson ausfällt und ganze Schulklassen nach Hause geschickt werden. Wir können nicht davon ausgehen, dass man das alles einfach so erträgt.

Was kann man tun gegen den Pandemiestress?

Man liest heute wie beiläufig, dass die Gewalt in den Familien zugenommen hat. Meine Kritik am Bundesrat: Er gibt keine Bewältigungsstrategie für diese Krise vor. Wir bekommen nur immer zu hören, dass wir eben leiden müssen. Oder es wird gejammert, dass man jetzt wieder so viel Geld ausgeben muss.

Es ist ein Fakt, dass viele Menschen am Anschlag sind. Dazu gehören gerade auch die Familien.

Ja, deshalb gehören in die Taskforce des Bundes auch Familientherapeuten und Jugendpsychologen. Sie könnten den Menschen die Sicherheit geben, dass man die Krise meistern kann. Was ich aber in dieser ganzen Diskussion am meisten vermisse: Niemand redet darüber, dass Corona auch positive Seiten hat.

Woran denken Sie da?

Wenn wir auf den ersten Lockdown zurückblicken, dann zeigt sich, dass die Kinder viele Lebenskompetenzen erworben haben. Sie haben gesehen: Aha, meine Mutter und mein Vater müssen daheim arbeiten, sie haben jetzt keine Zeit für mich, ich darf sie nicht stören. Die Kinder lernen durch Corona. Sie müssen lernen, dass sie nicht immer im Zentrum stehen, dass sich nicht alles um sie dreht und sie sich zurücknehmen müssen. Sie müssen lernen, sich selber zu beschäftigen und mit Langeweile umzugehen.

Weil die Eltern die Zeit nicht mehr haben, sie dauernd zu bespassen?

Bis jetzt waren diese Kinder immer ausgelagert in einem Hort oder in der Kita. Wenn sie



zu Hause waren, hatten sie die hundertprozentige Aufmerksamkeit ihrer Eltern. Im Lock-down müssen die Eltern ihren Kindern sagen: «Ich habe jetzt eine Videokonferenz, und du gehst in dein Zimmer. Ich darf jetzt nicht gestört werden.» Sie sagen das vielleicht mit ziemlich grosser Bestimmtheit. Manche Eltern haben Angst, dass sie die Kinder psychisch schädigen.

Dabei steckt der Nachwuchs das locker weg?

Kinder sind viel robuster, als man denkt. Das wird oft unterschätzt. Und vor allem: Kinder sind lernfähig.

[Mehr...](#)

Schulkinder klagen vermehrt über psychische Probleme

NZZ 10.2.2021, Zürich und Region, *Nils Pfändler, Lena Schenkel*

Schulpsychologen verzeichnen viel mehr Anfragen für Abklärungen – Eltern und Politikerinnen streiten derweil über Schutzmassnahmen

Jetzt hat es auch eine der grössten Schulen der Stadt Zürich erwischt. Die Leitung der Schule Milchbuck verschickte am Montagabend eine E-Mail an alle Eltern und Mitarbeiter. Der Ton ist alarmierend: Mehrere Personen seien positiv auf «Coronaviren MIT MUTATION» getestet worden, heisst es in Grossbuchstaben. Die Folge: Fernunterricht für alle Klassen sowie ein Massentest für alle Schulkinder und das gesamte Personal. Dass alle Schülerinnen und Schüler einer öffentlichen Schule auf das Coronavirus getestet werden, ist eine Premiere für die Stadt Zürich. Insgesamt sind 680 Schüler sowie 120 Lehrer und Betreuerinnen betroffen.

«Negativer Katalysator»

Die neueste Episode im Kampf gegen die Verbreitung des Virus zeigt, dass die Pandemie die Schulen weiterhin auf Trab hält. Körperlich sind die Kinder und Jugendlichen zwar kaum gefährdet. Viele haben aber mit psychischen Folgen zu kämpfen. So verzeichnen die Schulpsychologischen Dienste im Kanton Zürich «eine starke Zunahme von Neuansmeldungen mit Fragestellungen rund um Verhaltensauffälligkeiten». Das gaben die Vereinigten Schulpsychologinnen und Schulpsychologen und die Stellenleitungskonferenz der Schulpsychologischen Dienste (SLK-SPD) am Dienstag in einer gemeinsamen Mitteilung bekannt.

Matthias Obrist ist Präsident der SLK-SPD. Er sagt: «Seit dem Beginn des neuen Schuljahres im letzten August sind die Anmeldungen für Abklärungen in die Höhe geschneit.» Gefährdet seien vor allem jene, die bereits vor der Pandemie psychisch belastet waren. «Corona wirkt dann wie ein negativer Katalysator.» Je nach Alter der Kinder stellen sich unterschiedliche Probleme. Jugendliche klagten häufiger über Einsamkeit und negative Stimmungen bis hin zu depressiven Episoden, sagt Obrist. Der jugendliche Expansionsdrang, das Ablösen und Ausprobieren, das Risikoverhalten und die Grenzüberschreitungen hätten einer stark angepassten Lebensweise weichen müssen.

Bei kleineren Kindern wiederum komme es vermehrt zu Ängsten und Verhaltensproblemen. «Für Kinder ist es nicht so einfach, das unsichtbare Risiko zu lesen und einzuschätzen», sagt Obrist. Vor allem, wenn die Eltern auch keine Sicherheit und Verlässlichkeit mehr bieten könnten, etwa wenn Armut oder Arbeitslosigkeit drohten. Laut Obrist haben jüngere Kinder wegen der Masken zudem mehr Mühe mit der Kommunikation. «Als Kind braucht man zuerst ein Repertoire, um Gesichter lesen und verstehen zu können.» Das



werde nun erschwert.

Petition gegen Maskenpflicht

In Zürich müssen Primarschulkinder ab der vierten Klasse seit gut zwei Wochen eine Maske tragen. Dagegen wehren sich manche Eltern und Politikerinnen. Auch sie argumentieren mitunter mit einer bereits bestehenden Überlastung der Kinder- und Jugendpsychiatrie. In einer Petition an die Bildungsdirektion heisst es etwa: «Warum werden die besorgniserregenden Anzeichen und Hinweise aus dem Bereich (Kinder-)Psychiatrie und Psychologie nicht wahrgenommen?» Die Massnahme sei weder verhältnis- noch zweckmässig und «ohne Rücksicht auf die allseits bekannten physischen und psychischen Risiken» getroffen worden.

3500 Personen haben das Anliegen bereits unterzeichnet. Noch bis am Samstag sollen Unterschriften gesammelt werden. Initiiert hat die Petition Andrina Trachsel, SVP-Mitglied und Mutter aus Feuerthalen. Im Komitee unterstützen sie elf weitere bürgerliche Frauen, unter ihnen die Kantonsrätin Nina Fehr Düsel (svp.) und die Zürcher Gemeinderätin Yasmine Bourgeois (fdp.). Letztere ist selbst Primarlehrerin einer sechsten Klasse und kennt die Probleme der Kinder mit der Maske aus eigener Erfahrung: Sie nestelten daran herum oder rissen sie bei Anstrengung herunter, zum Beispiel im Turnunterricht. «Bei Kindern nützt die Maske einfach nicht so, wie man sich dies erhofft», sagt sie. Im Gegensatz zu Jugendlichen oder Erwachsenen werde sie von ihnen selten korrekt gehandhabt. Dass das zuverlässige Maskentragen über mehrere Stunden für die Kinder sehr schwierig sei, habe auch die Vereinigung der Kinderärzte festgestellt. Dass Pädiatrie Schweiz eine Maskenpflicht für 6- bis 12-Jährige nicht empfehle, wird denn im Petitionsschreiben auch explizit festgehalten. Selbst im Kinderspital gelte die Maskenpflicht erst für 12-Jährige, ergänzt Bourgeois.

«Medizinisch unbedenklich»

Auf Anfrage verweist Pädiatrie Schweiz darauf, dass sie sich im November zwar gegen eine generelle Maskenpflicht für 6- bis 12-Jährige ausgesprochen hatte – gleichzeitig aber auch empfohlen hatte, die lokalen Behörden zu unterstützen, wenn sie für diesen Altersbereich eine solche verfügten. Dieser Zusatz sei jedoch häufig übersehen worden.

Auch aus diesem Grund hat die Vereinigung der Kinderärzte am Montagabend auf ihrer Website ein Update zur Maskentragepflicht veröffentlicht. Neu empfiehlt sie diese bereits in der Primarschule für Kantone, in denen die epidemiologische Lage dies erfordere. Die Massnahme sei vor allem für die fünfte und sechste Klasse geeignet, könne aber auch auf die Unterstufe ausgedehnt werden. «Das Maskentragen ist in diesen Altersgruppen medizinisch unbedenklich», hält sie weiter fest. Die Dynamik der Pandemie habe sich in Bezug auf Kinder und Jugendliche verändert, heisst es zur Begründung. Virusvarianten mit erhöhter Übertragbarkeit verbreiteten sich rasch, und die Schulen seien zunehmend von Ausbrüchen betroffen. Entsprechend sei die Zahl von temporären Schulschliessungen zur Kontrolle der Virusausbreitung gestiegen. Solche zu vermeiden, nannte die Vereinigung der Schweizer Kinderärzte schon im November als «oberstes Ziel».

Das sieht auch die Zürcher Bildungsdirektion so. Sie bestätigt auf Anfrage, dass es bei der Ausdehnung der Maskentragepflicht auf Primarschüler neben dem Schutz vor Ansteckungen auch darum gegangen sei, die Schulkinder vor Quarantäneanordnungen zu schützen. Bei jüngeren Kindern hätten diese ungleich weitreichendere Konsequenzen, auch für ihr Umfeld. Eltern müssen die Betreuung neu organisieren oder sich im schlimmsten Fall selbst in Quarantäne begeben. Als Beispiel nennt die Bildungsdirektion den Fall Kilchberg, wo ein ganzes Schulhaus in Quarantäne geschickt wurde. Hätten die Mittelstufenschüler damals schon eine Maske getragen, wären es weit weniger Kinder gewesen. Setzen die Kinder eine Maske auf und halten damit die Schutzmassnahmen ein, sind sie in der Regel



von Quarantänemassnahmen ausgenommen. Etwa, wenn sich ein Klassenkamerad mit dem Coronavirus infiziert. In einer Güterabwägung hat die Bildungsdirektion das Recht der Kinder auf Präsenzunterricht deshalb höher gewichtet als die Einschränkungen durch das Maskentragen.

Weshalb müssen dann immer noch ganze Klassenzüge wie im Fall Milchbuck in Quarantäne? Das geschieht zum Beispiel dann, wenn die Unterstufe betroffen ist oder es zu einem Kontakt ohne Maske kam – wie dies etwa im Hort oder am Mittagstisch der Fall ist. Als «Achillesferse» der Schulen bezeichnet die Bildungsdirektion solche Situationen, in denen die Maske abgelegt wird.

Tatsächlich traf an der Schule Milchbuck genau dies zu: Mit einer mutierten Form des Coronavirus angesteckt hatten sich zunächst zwei Kinder und eine angestellte Person aus Kindergarten und Unterstufe. Da in der Betreuung ebenfalls Kontakte stattfanden, mussten auch Kinder und Mitarbeiterinnen der betroffenen Hortgruppen in Quarantäne. Weil in Zusammenhang mit mutierten Viren sogar Kontakte von Kontakten in Quarantäne müssen, traf es zudem zusätzlich die jeweiligen Familienangehörigen und Haushaltsmitglieder. Dass nun doch die ganze Schule vorübergehend Fernunterricht abhalten muss, liegt laut Volksschulamt am daraufhin verordneten Massentest. Dieser findet am Mittwoch statt. Die Schule könne je nach Testresultat voraussichtlich bald wieder geöffnet werden.

Auf das Quarantäneproblem angesprochen, sagt die Petitionärin Yasmine Bourgeois: «Das klingt nach einem Vorwand, mit dem man sich aus der Verantwortung stehlen will.» Sie hält den Nutzen von Masken bei Primarschulkindern nach wie vor für fragwürdig. Entsprechend sei die Massnahme offensichtlich der politische Preis, den man zahle, um die Schulen offenzuhalten.

Kinder im Dilemma

Während die Gegner der Maskenpflicht Langzeitfolgen befürchten, gibt der Schulpsychologe Matthias Obrist Entwarnung: «Kinder sind sehr anpassungsfähig», sagt er. Dass eine ganze Generation mit Bindungsstörungen und Kommunikationsproblemen heranwachsen könnte, hält er für Quatsch.

Den Eltern rät Obrist, die Maskenfrage nicht hochzustilisieren. Sonst gerieten ihre Schützlinge schnell in ein Dilemma: In der Schule müssen sie sich an die Regeln halten, zu Hause hören sie aber, dass das unsinnig oder gar gefährlich sei. «Für Kinder ist es schwierig, solch verschiedene Meinungen von Erwachsenen auf die Reihe zu kriegen.» Wenn die Massnahme gut erklärt werde, könnten die Erwachsenen spielerisch und kreativ ein Verständnis schaffen. Dann sei eine solche Einschränkung absolut zumutbar – vor allem, wenn als Alternativen Fernunterricht oder gar eine Schulschliessung drohten, sagt Obrist. Denn auch der Schulpsychologe sagt: «Die Volksschulen sollten unbedingt offenbleiben.»

Ausschluss vom Unterricht ohne Test ist zulässig

len. · Beim Massentest in Kilchberg sind vergangene Woche 4 Schulkinder positiv auf das Coronavirus getestet worden, wie die Schulpräsidentin Susanne Gilg (parteilos) auf Anfrage mitteilt. Rund 500 der 650 Schulkinder und an die 150 Mitarbeiter aus Lehrerschaft, Hort, Verwaltung und Hausdienst unterzogen sich einem Speicheltest. Die meisten der übrigen rund 150 Kinder liessen sich davor oder danach privat testen. Die Schule hat den Präsenzunterricht am Montag wiederaufgenommen. 30 Kinder ohne Testnachweis wurden vom Unterricht ausgeschlossen und erhielten stattdessen spezielle Hausaufgaben.



Wie die Tamedia-Zeitungen am Dienstag berichteten, ist dieses Vorgehen laut Volksschulamt zulässig. Eine Schule könne den Massentest nicht für obligatorisch erklären, doch als «Ersatzmassnahme im Rahmen eines Infektionsgeschehens» diejenigen Schüler für eine befristete Zeit vom Präsenzunterricht ausschliessen, die sich nicht testen liessen.

Beim ersten schulischen Corona-Massentest in Volketswil wurden 355 Schulkinder und 66 Erwachsene getestet. Im Kindergarten wurden Speicheltests eingesetzt, ab der 1. Klasse sogenannte Nasenabstriche. 35 Kinder und 2 Erwachsene wurden positiv getestet. Neun Klassen mussten daraufhin in Quarantäne.

In der Stadt Zürich sind 266 Schülerinnen und Schüler sowie Lehrer und Angestellte der jüdischen Privatschulen der Israelitischen Cultusgemeinde Zürich und Noam getestet worden. Jüngere Schulkinder per Speicheltest, ältere und Erwachsene per Nasenabstrich. 10 Tests fielen positiv aus, davon 5 mit mutierter Variante.

Den Entscheid, einen Massentest in einer Schule durchzuführen, fällt deren Leitung in Absprache mit der Bildungsdirektion und dem Contact-Tracing.

Selektive Sicht auf den Unterricht

Journal21, 30.1.2021, Carl Bossard

Über den Wert der Hausaufgaben kann man geteilter Meinung sein. Wer sich dabei auf wissenschaftliche Studien beruft, sollte bestimmte Erkenntnisse nicht einfach ausblenden. Ein Zwischenruf.

Es geht auch ohne „Ufzgi“! Unter diesem Titel berichtet die NZZ über die Zürcher Schulgemeinde Männedorf; sie startet ein Pilotprojekt und schafft für die Erst- bis Drittklässler die obligatorischen Hausaufgaben ab.¹ Ersetzt werden sie mit Schulaufgaben. Die Gemeinde ist nicht allein. Verschiedene kommunale Schulen haben die „Ufzgi“-Pflicht aufgehoben, so beispielsweise Köniz, Kriens oder Arbon. Sie werden wohl nicht die Einzigen bleiben und Nachahmer finden.

Bildungsgerechtigkeit dank Hausaufgabenverbot?

Die Hausaufgaben stehen seit Längerem unter Druck. Remo Largo, der kürzlich verstorbene Kinderarzt und bekannte Bestsellerautor, meinte lakonisch: „Hausaufgaben bringen gar nichts. Schüler und Eltern werden damit nur schikaniert.“² Fehlender Lerneffekt und schulische Schikane sind die beiden Hauptvorwürfe gegenüber den Hausaufgaben.³

Hausaufgaben würden überdies die soziale Ungleichheit in Bildungsprozessen verstärken, das Leistungsgefälle vergrössern und so die Chancengleichheit erschweren, lautet ein dritter Einwand. Stefan C. Wolter, der Direktor der Schweizerischen Koordinationsstelle für Bildungsforschung, forderte darum ein Hausaufgabenverbot bis zur vierten Primarklasse. Von dieser Massnahme profitierten vor allem Kinder und Jugendliche mit Migrationshintergrund.⁴ Ihnen bereiteten die Hausaufgaben deutlich mehr Mühe.

Beliebte Wenn-dann-Korrelation

Auch die Schule Männedorf begründet ihren Entscheid mit der Bildungsgerechtigkeit. Alle

¹ In: NZZ, 14.01.2021, S. 17

² Peter Krebs, Ein pädagogisches Ritual überlebt. In: NZZ, 30.09.2013, S. 42.

³ Vgl. Mario Andreotti (2019), Hausaufgaben – leeres Ritual oder notwendig? In: Eine Kultur schafft sich ab. Beiträge zu Bildung und Sprache. Schwellbrunn: FormatOst, S. 81f.

⁴ Yannick Nock, Brisante Idee: Hausaufgabenverbot für Primarschüler? In: Aargauer Zeitung, 06.04.2018.



Kinder sollten die gleichen Chancen haben.⁵ Mit diesem Argument setzt die Schulgemeinde auf die Wenn-dann-Beziehung: Wenn wir die Hausaufgaben abschaffen, dann erhöhen wir die Chancengleichheit für alle. Mit dieser Ansicht steht Männedorf nicht alleine. Doch ist es wirklich so einfach?

Bildung und Erziehung kennen das „Gesetz der ungewollten Nebenwirkungen“. Formuliert hat es der Philosoph und Pädagoge Eduard Spranger.⁶ Kaum jemand beachtet es – so wenig wie die Beipackzettel von Medikamenten. Verschiedene Schulen streichen darum die offiziellen Hausaufgaben. Ihre Begründung: Sie wollen Bildungsgerechtigkeit. Und die Nebenwirkung? Wer die Hausaufgaben abschafft, schafft sie trotzdem nicht ab, selbst wenn der reguläre Unterricht sie mit sogenannten Lernzeiten und Schulaufgaben kompensiert.

Regelmässige und kurze Hausaufgaben

Bildungsbewusste Eltern werden ihre Kinder weiterhin anregen, mit ihnen vielleicht sogar wiederholen und automatisieren. Sie wissen um den unverzichtbaren Wert des Repetierens, des Nachbereitens und Vorbereitens, des (Nach-)Denkens. Kinder aus anderen Familien haben diese Chance vielleicht nicht. Die nicht beabsichtigte Folge: Die Schere im Bildungsmilieu öffnet sich weiter. Doch der Schulerfolg darf nicht vom elterlichen Bildungsniveau oder Portemonnaie abhängig sein.

Niemand will das. Darum müsste Sprangers „Gesetz der ungewollten Nebenwirkungen“ auch hier ernst genommen werden. Alle Kinder haben das Recht auf dieses zusätzliche Gefäss. Regelmässige und kurze, zum Denken und Handeln anregende (Haus-)Aufgaben sind darum wichtig. Dazu gehören sinnvolle, spielerische, entdeckende Elemente.

Hausaufgaben öffnen ein Fenster zur Schule

Nichts zu suchen haben Hausaufgaben als Ersatz für fehlende Übungsphasen oder zum Nachholen, was der Unterricht aus didaktischem Unvermögen versäumt hat. Fehl am Platz sind beispielsweise Arbeitsblätter mit repetitivem Charakter. Das ist nicht der Sinn von Hausaufgaben, sondern deren Perversion. Ebenso wenig dürfen sie die Eltern in die Rolle von Ersatzlehrpersonen oder Hilfssheriffs zwingen; allerdings können sie ihnen ein Fenster zur Schule öffnen und Grundlage für Gespräche mit den Kindern schaffen. Das Interesse der Eltern wirkt sich vorteilhaft aus. Auch das weiss man aus der Forschung.

Bezug auf die Hattie-Metastudie

Bei ihrem Hausaufgaben-Entscheid bezieht sich die Schule Männedorf explizit auf den renommierten neuseeländischen Bildungsforscher John Hattie. Seine Studie „Visible Learning“ ist wegen ihrer enormen Datenbasis besonders beachtenswert. Hattie untersuchte die Lernwirksamkeit von rund 250 Einzelbefunden wie die Klassenführung oder das bewusste Üben. Er beziffert den durchschnittlichen Effekt aller Einflussgrössen auf die Schülerleistung mit einem Kennwert von 0.4. Diese Grösse markiert für Hattie den Bereich der „erwünschten Effekte“.⁷ Das gezielte Feedback beispielsweise erreicht eine Wirkgrösse von 0.75, die Glaubwürdigkeit der Lehrperson den hohen Wert von 0.9.

Den Hausaufgaben ordnet Hattie die moderate Effektstärke von 0.33 zu.⁸ Bei jüngeren

⁵ Lena Schenkel, Die Hausaufgaben werden je länger, je mehr zu Schulaufgaben, in: NZZ 14.01.2021, S. 13.

⁶ Eduard Spranger (1962), Das Gesetz der ungewollten Nebenwirkungen in der Erziehung. Heidelberg: Quelle und Meyer.

⁷ John Hattie & Klaus Zierer (2018), VISIBLE LEARNING. Auf den Punkt gebracht. Baltmannsweiler: Schneider Verlag Hohengehren, S. 30.

⁸ Dies. (2017), Kenne deinen Einfluss! „Visible Learning“ für die Unterrichtspraxis. 2. Aufl. Baltmannsweiler: Schneider Verlag Hohengehren, S. 200.



Kindern sind die Wirkwerte kleiner. Auch wenn der Lernwert der Hausaufgaben nur mässig positiv ausfällt, ist das kein Grund, sie abzuschaffen, wohl aber, sie präzise und dosiert zu erteilen, sie zu evaluieren und zu kommentieren – in Hatties Sprache: sie mit andern Wirkwerten synergetisch zu verbinden.

Eine Effektstärke allein wirkt wenig

Ein Beispiel erklärt Hatties Denken und seine Daten: Das Fachwissen der Lehrerin erzielt in seinen empirischen Studien den minimalen Wirkwert von 0.09. Das erstaunt auf den ersten Blick. Nun könnte man schliessen, ein Lehrer brauche ja gar keine Fachkompetenz. Das Gegenteil ist der Fall. Zum Tragen kommt sie aber erst in Kombination mit den wichtigen Wirkfaktoren des pädagogischen Engagements und dem didaktischen Können. Erst das Zusammenspiel von elementaren und wirksamen Unterrichtsvariablen führt zu effektvollen Prozessen und damit zu effektivem Lernen.

Gleich geht es der vielgepriesenen Individualisierung. Als (Einzel-)Effektwert erreicht sie lediglich die unbedeutende Grösse von 0.22 und ist für den Lernerfolg der Kinder wenig wirksam. Wenn Schülerinnen und Schüler bei dieser Methode allein gelassen werden, sind sie vielfach überfordert – das gilt besonders für lernschwächere Kinder. In der Debatte um Bildungsgerechtigkeit geht das gerne vergessen. Wirksam wird diese anspruchsvolle Unterrichtsform erst, wenn junge Menschen auf Lehrerinnen und Lehrer stossen, die ihnen Halt und Orientierung geben, die ihnen Resonanzen vermitteln und sie ermutigen. Es sind alles Einflussgrössen, in denen sich die personale Ebene des Unterrichts widerspiegelt. Sie erzielen einen hohen Wirkwert: etwa die Lehrer-Schüler-Beziehung (0.72) oder die besondere Unterstützung von Kindern mit Lernschwierigkeiten (0.77).

Abschaffen ist nicht der Weisheit letzter Schluss

Es geht auch ohne „Ufzgi“!, bilanziert die NZZ etwas gar salopp und zitiert dabei John Hattie. Doch ein präziser Blick auf das Zusammenspiel vieler Variablen aus der empirischen Unterrichtsforschung, wie es Hattie implizit voraussetzt, kommt nicht zum gleich euphorischen Schluss. Im Gegenteil! Kurze und regelmässige, kontrollierte und über individuelle Feedbacks kommentierte Hausaufgaben haben durchaus ihren Wert. „Die Gesamteffekte sind positiv“, resümiert Hattie.⁹ Auch hier gilt: Entscheidend sind die Lehrerinnen und Lehrer.

Präsenzunterricht an Primarschulen darf nicht verboten werden

NZZ 9.2.2021, Meinung & Debatte, Gastkommentar von Andreas Glaser

Die Bundesverfassung verbietet ausdrücklich die kantons- oder schweizweite Umstellung auf Fernunterricht in der Primarschule und auf der Sekundarstufe I. Gastkommentar von Andreas Glaser

Das im März 2020 vom Bundesrat angeordnete und nach der Aufhebung im April 2020 von vielen Seiten wiederholt geforderte Verbot von Präsenzunterricht an sämtlichen Schulen ist verfassungswidrig. Es verstösst gegen den grundrechtlichen Anspruch jedes Kindes auf ausreichenden und unentgeltlichen Grundschulunterricht (Art. 19 BV). Denn ein solches Verbot erfasst flächendeckend gesamtschweizerisch den Unterricht der

⁹ John Hattie (2013), Lernen sichtbar machen. Überarbeitete deutschsprachige Ausgabe von "Visible Learning", besorgt von Wolfgang Beywl und Klaus Zierer. Baltmannsweiler: Schneider Verlag Hohengehren, S. 276.



obligatorischen Schule auf der Primarstufe und der Sekundarstufe I.

Anspruch auf Grundschulunterricht

Der von den Lehrpersonen häufig mithilfe elektronischer Informationstechnik unterstützte Fernunterricht der Kinder an deren privatem Aufenthaltsort ist nicht ausreichend im Sinne der Verfassungsbestimmung. Wie das Bundesgericht in ständiger Rechtsprechung urteilt, muss der Grundschulunterricht «die Schüler sachgerecht auf ein selbstverantwortliches Leben im modernen Alltag vorbereiten». Mit Blick auf das vor der Pandemie noch verbrämte Homeschooling hielt das Bundesgericht fest, dass ein ausreichender Grundschulunterricht nicht nur schulisches Wissen vermitteln, sondern entwicklungsspezifisch auch die Fähigkeit zum Zusammenleben in der Gesellschaft fördern muss.

Der Anspruch auf Grundschulunterricht wird daher verletzt, wenn dem Kind nicht die Fähigkeiten vermittelt werden, die ihm erlauben, an der Gesellschaft und am demokratischen Gemeinwesen teilzuhaben. Ausserdem dient der obligatorische Schulbesuch laut Bundesgericht der Wahrung der Chancengleichheit aller Kinder und fördert die Integration. Durch Homeschooling kann jedoch gerade die Integration der Kinder geschmälert werden. Verschiedene neue Studien vonseiten der Erziehungswissenschaft im Zusammenhang mit dem Fernunterricht während der Pandemie bestätigen diesen Befund. – Fernunterricht für bestimmte Klassen oder auch Schulhäuser während des begrenzten Zeitraums einer Quarantäne lässt sich im öffentlichen Interesse der Pandemiebekämpfung rechtfertigen. Auch Massnahmen, die im Vergleich zu Fernunterricht milder sind, wie die Aussetzung des Schwimmunterrichts oder die Pflicht zum Maskentragen, lassen sich bei hinreichend belegter Gefahr und Wirksamkeit der Massnahmen unter Umständen rechtfertigen. Das Verbot von Präsenzunterricht auf dem gesamten Kantonsgebiet oder gar schweizweit erweist sich dagegen in jedem Fall als nicht erforderliche Einschränkung des Anspruchs auf Grundschulunterricht.

Arsenal der Epidemiologie

Dies gilt umso mehr, als Kinder und Jugendliche gemäss Verfassung Anspruch auf besonderen Schutz ihrer Unversehrtheit und auf Förderung ihrer Entwicklung haben. Solange andere Massnahmen, die im Arsenal der Epidemiologie noch vorgeschlagen werden, nicht ergriffen wurden, beispielsweise die Schliessung von Skigebieten, verbietet sich die Einschränkung des verfassungsrechtlich geschützten Präsenzunterrichts in der obligatorischen Schule ohnehin.

Bundesrat und Kantonsregierungen setzen den Anspruch auf unentgeltlichen Grundschulunterricht in der zweiten Welle der Covid-19-Pandemie bis jetzt zwar konsequent durch, massgebliche Gründe wurden bisher aber nicht genannt. Sollte die Forderung nach Schulschliessungen lauter werden, können sich Bundesrat und Kantonsregierungen in ihrer Entgegnung ausdrücklich auf die Verfassung berufen: Art. 19 der Bundesverfassung verbietet die kantons- oder schweizweite Umstellung auf Fernunterricht in der Primarschule und auf der Sekundarstufe I.

Andreas Glaser ist Professor für Staats-, Verwaltungs- und Europarecht an der Universität Zürich und Direktoriumsmitglied des Zentrums für Demokratie Aarau.



Fernunterricht bleibt für mich eine Option

Condorcet Bildungsperspektiven, 30. Januar 2021, Gastbeitrag von Annemarie Aeschbacher

Annemarie Aeschbacher, Lehrerin für textiles und bildnerisches Gestalten, ist eine Kollegin von Condorcet-Autor Alain Pichard am OSZ-Orpund und fleissige Leserin des Condorcet-Blogs. Die beiden schätzen sich, sind aber nicht immer einer Meinung. Das zeigt sich unter anderem auch beim Thema "Fernunterricht". Mit den Schlussfolgerungen der niederländischen Studie zeigte sich Annemarie Aeschbacher nicht einverstanden und erhebt Einspruch.

Der Artikel über die niederländische Studie "Kinder haben wenig oder nichts gelernt" (25.1.21) motiviert mich hier eine Gegenposition einzunehmen. Gerne mag ich deutlich machen, dass ein Vergleich 1:1 von Präsenz- zu Fernunterricht hinkt und aus meiner Sicht einer weiterreichenden Betrachtung bedarf.

Das Thema ist ermüdend

Aussagen, dass die SuS während des Fernunterrichts bei uns (6 Wochen) oder in den Niederlanden (8 Wochen) so wenig gelernt haben, ermüden mich zunehmend. Der Umgang in den Medien mit diesem Thema ermüden mich grösstenteils ebenfalls sehr. Und ich stimme dem nicht zu.

Gerne will ich das begründen:

Zum einen gibt es die SuS, die in den Präsenzlektionen wenig bis keine Aktivität zeigen und immer wieder angeregt werden müssen, um sich auf den Unterricht zu fokussieren. Im Fernunterricht einer engagierten Lehrperson haben die SuS das mindestens auch geschafft. In der Regel fand aber auch eine viel individuellere Aktivierung statt, weil wir SuS besucht haben, sie mit Materialien versorgt haben, bei Bedarf mit ihnen telefoniert, gechattet oder auf anderen Wegen in Kommunikation gegangen sind. Also deutlich aktiver als zuvor überhaupt möglich. Das bedarf natürlich eines anderen Engagements und auch eines höheren Zeitaufwandes.

Politisiert

Ich werde den Eindruck nicht los, dass mit dem Thema "Fernunterricht Ja oder Nein" Politik gemacht wird. Und wenn man ins Nachbarland Deutschland schaut, wird z.B. in Baden-Württemberg auch der Wahlkampf damit angereichert. Und wenn der politische Nutzen verpufft ist, ist das Thema auch wieder vergessen.

Es gibt den anderen Punkt, den ich auch kaum noch hören mag. Lehrplankritiker, die Kompetenzorientierung in Frage stellen, unterstützen ja geradezu unser Bildungssystem, indem sie den Fernunterricht als "bildungsschwächend" degradieren.

Diese Betrachtung ist mir zu eng. So viele SuS haben ganz andere Dinge erfahren und erlebt, die mit Sicherheit eine positive Wirkung auf ihre Entwicklung haben. Gehen wir mal davon aus, dass die Betriebe aus der Pandemie auch Handlungen umstellen, digitaler werden, mobiles Arbeiten aktivieren, höhere Flexibilität fordern etc., dann kommt das jetzt auch gerade den SuS zugute, die in diesem oder nächstem Jahr eine Lehre beginnen. Ich empfinde "Lernen" durchaus nicht einfach nur als etwas, was in der Schule stattfindet.

Wenn ich den Ansatz von Montessori nehme: "Hilf mir, damit ich es selbst tun kann", ist das für mich auch dann möglich, wenn der Präsenzunterricht für eine Weile zum Fernunterricht wird.

Die niederländische Studie, übrigens nur Grundschulen betreffend, bezieht sich auf die "messbaren" Lernerfolge (Und könnte in einer anderen Studie eventuell genau gegenteilig aussehen). Was wirklich fehlt im Fernunterricht ist das Gemeinschaftliche. Aber auch da



agierten Kinder durchaus solidarischer als man allgemein annimmt. Sie haben Solidarität erfahren und auch in dieser Hinsicht etwas gelernt.

Und zu guter Letzt: Ich selber finde den Präsenzunterricht nicht mehr so toll wie vor den Lockdown-Zeiten, weil zu vieles nicht mehr stattfinden kann. Eine Pandemie ist eine Pandemie und kein "Sonntagsspaziergang", da lässt sich wenig ändern.

Und ich bleibe Befürworterin für Fernunterricht, wenn die Situation es wieder erfordert und halte nichts von einem zwanghaften Offenhalten der Schule. Lieber ein paar Wochen Schule schliessen, damit wir dann endlich mal wieder mehr "Normalität" erlangen können als ewiges Dahinziehen der Massnahmen und das grosszügige Übersehen, dass Kinder eben auch Überträger des Virus sind.

Wirksamkeit des digitalen Unterrichts auf dem Prüfstand

Condorcet Bildungsperspektiven, 4. Februar 2021, von Hanspeter Amstutz

Hanspeter Amstutz hat den Disput zwischen Annemarie Aeschbacher und ihrem Schulhauskollegen Alain Pichard mit grossem Interesse gelesen. Er findet diese Diskussionen sehr wichtig und wünscht sich, dass diese in den Kollegien wirklich stattfinden.

Als Zuschauer im Lehnstuhl bin ich wenig legitimiert, über Sinn und Unsinn des Fernunterrichts zu urteilen. Dennoch hat mich der freundschaftliche Disput zwischen Alain Pichard und seiner Lehrerkollegin Annemarie Aeschbacher angeregt, ein paar Gedanken dazu zu äussern. Offensichtlich hat die Frage der Qualität des Fernunterrichts die Bildungspolitik elektrisiert. Die einen forderten nach dem ersten Lockdown die sofortige Nachrüstung aller Schulen mit Tablets für jeden Primarschüler, andere sprachen gar von einer digitalen Revolution, welche die Volksschulbildung in die Zukunft katapultieren werde. Bedenkenlos wurde das pädagogische Geschehen in den Schulzimmern mit der erfolversprechenden Digitalisierung in der Wirtschaft gleichgesetzt.

Riesige Heilserwartungen

Die Heilserwartungen an neuen digitalen Lernformen waren teils riesig. Reportagen über Klassen im ferngesteuerten Unterricht füllten die Gazetten. Bemerkenswert war, wie engagiert die Lehrerschaft in der Phase des Fernunterrichts die hohen Erwartungen mit grossem Mehraufwand zu erfüllen versuchte. Man war bemüht, die vielen Kompetenzziele des Lehrplans trotz Corona zu erreichen.

Aufwertung der Schule als Ort des gemeinsamen Lernens

Doch dann kam die Ernüchterung. Immer mehr drang durch, dass im Fernunterricht die tollen Bildungsziele kaum erreicht wurden. Neue Inhalte konnten schwächeren Kindern via Bildschirm nur schwer vermittelt werden und viele Schüler hängten beim Lernen gar völlig ab. Für erfahrene Lehrpersonen waren diese Erkenntnisse keine Überraschung. Ihre Bedenken, dass ein weitgehend digitalisierter Unterricht in zentralen Bereichen mit einem lebendigen Klassenunterricht im Schulhaus nicht mithalten konnte, wurden aber lange Zeit nicht ernst genommen. Es brauchte die viel zitierte niederländische Studie und den überraschenden Aufschrei fast aller Kinder nach „richtiger“ Schule, um eine kritische Sicht auf den digitalisierten Unterricht zu bewirken.

Corona hat den Wert der Schule als Ort des Miteinanders und des anregenden Lernens



vielen wieder bewusst gemacht. Die Geborgenheit in der Dynamik einer Klasse, wo wie auf einer Theaterbühne Kommunikation mit Worten und Mimik stattfindet, ist für junge Menschen zentral. Es geht dabei mehr als nur um das Erreichen von messbaren Lernzielen. Die gemeinsame Auseinandersetzung mit einem bewegenden Thema, sei es in einer Geschichtsstunde, bei einer dramatischen Ballade oder bei einer komplexen Matheaufgabe ist im realen Klassenunterricht weit wirkungsvoller als bei einer Vermittlung am Bildschirm. Lehrpersonen sehen unmittelbar, wie ein Lernprozess verläuft und wo sie nachhaken müssen. Für einen Lehrer wie Alain Pichard, der auf der breiten Klaviatur des lebendigen Unterrichtens zu spielen weiss, ist deshalb der Präsenzunterricht das unverzichtbare Element für gelingendes Lernen.

Bessere digitale Kompetenzen als Nebeneffekt des Fernunterrichts

Damit nehme ich aber die Einwände seiner Kollegin keinesfalls auf die leichte Schulter.

Sie hat im Fernunterricht, wie sie selber schreibt, weit mehr Aufwand betrieben als im regulären Unterricht. Dabei stellte sie fest, dass bei einigen Schülern der Fernunterricht ganz gut ankam. Deshalb versteht man ihre Frustration, wenn nun in den jüngsten Presseberichten kaum ein gutes Haar an den hart erarbeiteten Notprogrammen digital kompetenter Schulteams gelassen wird. Zu Recht können diese Teams für sich beanspruchen, ein Stück weit aufgezeigt zu haben, dass man die digitale Selbständigkeit mancher Jugendlicher gezielt fördern kann.

Die Diskussion wird sich nach Corona weniger um das Szenario einer nächsten Fernunterrichtsphase drehen als um die generelle Frage nach der Wirksamkeit eines weitgehend digitalisierten Unterrichts. Viele Schulgemeinden haben bereits beschlossen, schon ab der Primarschule die Kinder mit Tablets auszurüsten. Das ist an und für sich nicht schlecht, wenn die Lehrerschaft überzeugt ist, dass schon Drittklässler dank diesen Geräten in ihrer schulischen Entwicklung besser vorankommen. Doch da scheiden sich die Geister. Wenn eine Unterstufenlehrerin ihre erfolgreiche konventionelle Methode zugunsten eines eingekauften Lernprogramms aufgeben muss, nur damit die teure digitale Infrastruktur amortisiert werden kann, wird es bedenklich. Digitalisierung darf nicht zu einer de facto eingeschränkten Methodenvielfalt führen und kompetente Lehrpersonen mit unhaltbaren Fortschritts-Dogmen unter Druck setzen.

Pädagogische Überlegungen bei der Digitalisierung haben Vorrang

Annemarie Aeschbacher hat recht, wenn sie beklagt, dass die Digitalisierung längst zu einem Politikum geworden ist. Es droht zurzeit ein aufwändiger Wettbewerb um digital bestausgerüstete Schulen, ohne zu hinterfragen, welche pädagogischen Leitbilder denn eine digitalisierte Schule prägen sollen. Diese Frage muss in erster Linie von der aktiven Lehrerschaft selber beantwortet werden und kann weder der digitalen Bildungsindustrie noch umtriebigen Schulpolitikern überlassen werden.

Ich hoffe, dass der freundschaftliche Disput in Orpund und Streitgespräche in andern innovativen Schulteams richtig Fahrt aufnehmen. Die Öffentlichkeit soll wissen, dass es starke Bestrebungen in der Lehrerschaft gibt, die Wirkung digital gesteuerter Lernprozesse nüchtern zu prüfen und nur das zu übernehmen, was einen pädagogischen Mehrwert bringt.



«Leichte Sprache»: herablassend und dumm

31. 1. 2021, Mario Andreotti

Dass viele Jugendliche, aber auch Erwachsene grosse Mühe mit dem Lesen und Schreiben haben, d.h. selbst einfache Texte nicht verstehen und nicht schreiben können, ist hinreichend bekannt. Was das für das Schicksal jedes einzelnen Betroffenen bedeutet, kann sich ausmalen, wer überlegt, welche Rolle sprachliche Kompetenz in seinem eigenen Lebensalltag spielt. Daher kann es auf den ersten Blick nur verständlich sein, wenn immer mehr öffentliche Institutionen und Ämter dazu übergehen, ihre Informationen nicht nur in Normalsprache, sondern auch in sogenannt «leichter Sprache» herauszugeben, damit auch Menschen mit kognitiv bedingten Leseschwierigkeiten sie verstehen.

Trotzdem ist das Unterfangen bedenklich, und zwar sowohl aus linguistischer als auch aus sozialer Sicht. Nehmen wir die linguistische Sicht vorweg: Bei der «Leichten Sprache» geht es um eine gänzliche Reduktion der Standardsprache, ja um eine Simplifizierung der Sprache. So werden nur kurze Sätze verwendet, wobei jeder Satz lediglich *eine* Aussage enthält («Ich bin Hans Maier. Ich bin aus Bern. Jetzt wohne ich in Luzern.»). Und so werden Sätze in der Passivform («Susi wird begrüsst.»), aber auch der Konjunktiv (Man müsste mehr tun.) vermieden, wird der Genitiv in den meisten Fällen durch die präpositionale Fügung «von» ersetzt (nicht «der Besitz des Vaters», sondern «der Besitz vom Vater»). Selbst Metaphern, also bildstarke Ausdrücke, sind «verboten». Dabei wissen wir aus der kognitiven Linguistik, dass gerade Metaphern das Verständnis unserer komplexen Welt erleichtern. Wer hat schon eine wirkliche Vorstellung von einer Kernwaffenexplosion! Aber wenn ich dafür die Metapher «Atompilz» verwende, kann sich jeder ein Bild von der ungeheuren Wirkung einer solchen Explosion machen.

Keine Frage: «Leichte Sprache» führt zu einer Verarmung unserer Sprache. Ironie, Witz und all die Zwischentöne, von denen Texte nun einmal leben, lassen sich nur schlecht oder gar nicht in sie übersetzen. Zudem macht die dauernde Wiederholung von Wörtern in der «leichten Sprache» («Max arbeitet im Büro. Das Büro ist im dritten Stock.») einen Text langweilig und damit gerade weniger leicht zugänglich. Aber nicht nur das: «Leichte Sprache» führt auch zu einer Verfälschung der Sprache. Einmal abgesehen davon, dass sich komplexe Inhalte kaum in «leichter Sprache» wiedergeben lassen, ist die Übersetzung von der Standardsprache in diese Sprachform stets mit einer Veränderung, ja mit einem Verlust an Information verbunden. Wer beispielsweise Aussagen auf das Nebeneinander von Hauptsätzen beschränken muss, kann keine Kausalbezüge mehr herstellen: «Hanna zieht nach Aarau, *weil* sie dort arbeitet».

Zu den linguistischen Bedenken treten soziale Vorbehalte: Die «leichte Sprache» wendet sich, wie eingangs bereits gesagt, an Menschen, die über eine geringe Kompetenz in der deutschen Sprache verfügen. Das führt zu einer höchst problematischen intellektuellen Zweiteilung unserer Gesellschaft und damit zwingend zu sozialer Diskriminierung: Hier die sprachlich Gebildeten, dort die Sprachbehinderten.

Viel nützlicher und vor allem nichtdiskriminierend wäre allgemein eine verständliche Sprache. Angesprochen sind dabei vor allem die öffentlichen Institutionen und Ämter, deren Texte häufig in Fachausdrücken und Fremdwörtern schwelgen oder sich in Schachtelsätzen verstricken, so dass man sie kaum noch versteht. Ihnen muss immer wieder in Erinnerung zu gerufen werden, dass gutes Deutsch verständliches Deutsch ist. Und wenn schon Kritik angebracht ist, dann auch am Deutschunterricht an unseren Schulen, in dem vor lauter Stoffhuberei für das Kerngeschäft, das Einüben von Lese- und Schreibkompetenz, oft kaum mehr Zeit bleibt. Es darf nicht sein, dass jeder fünfte Jugendliche die Schule ohne ausreichende sprachliche Kenntnisse verlässt.

«Leichte Sprache als» Ausweg aus dem Dilemma? Wohl kaum, denn es braucht sie nicht.



Sie liest sich wie eine Parodie auf behinderte Menschen, die wohlmeinend daherkommt.

Prof. Dr. Mario Andreotti, Dozent für Neuere deutsche Literatur und Buchautor («Eine Kultur schafft sich ab»)

Wie werden Teenager zu Lesern?

Frankfurter Allgemeine 30.1.2021, Uwe Ebbinghaus

Bei Migrantenkindern ist das Lesen für den Spracherwerb besonders wichtig. Gefördert wird es kaum. Wie schafft man Anreize in der Pandemie? Interview mit der Lehrerin, Journalistin und Buchautorin Melisa Erkurt.

In Ihrem Buch „Generation haram“, in dem Sie Vorschläge für eine bessere Integration von Migrantenkindern machen, betonen Sie die Bedeutung des Lesens. Worin besteht sie aus Ihrer Sicht genau?

Melisa Erkurt: Lesen eröffnet für viele Kinder Welten, die sie sonst nicht kennen. Kinder aus den unteren sozialen Schichten können auf dieses kulturelle Kapital meist nicht zurückgreifen. Das ist bedauerlich. Beim Lesen werden natürlich auch die Deutschkenntnisse gestärkt. Ich spreche aus eigener Erfahrung, ich selbst habe durch Bücher Deutsch gelernt und habe erlebt, dass viele meiner ehemaligen Schülerinnen und Schüler, die mangelhafte Deutschkenntnisse hatten, nicht gerne gelesen haben. Dazu gab es auch Erhebungen an unserer Schule, die ergaben, dass mehr als achtzig Prozent der Schüler unterdurchschnittliche Leser waren. Entsprechend schlecht waren ihre Deutschkenntnisse. Beides hängt zusammen.

Die Pandemie verschärft diesen Zustand wohl noch? Glücklich sind jetzt die Kinder und Jugendlichen, die sich im Lockdown gut mit Büchern beschäftigen können.

Für mich ist Lesen aber nicht gleichbedeutend mit Büchern. Den Fehler, beide in eins zu setzen, machen aus meiner Sicht viele Lehrerinnen und Lehrer. Aber manche Instagram-Posts, in denen es um gesellschaftliche Themen geht, haben auch 3000 Zeichen, sie sind so lang wie eine Zeitungskolumne. Und hierbei würde man ja auch von „Lesen“ sprechen. Instagram-Posts können Jugendliche animieren, mehr und weiter zu lesen, Themen lesend zu vertiefen. In der Pandemie hat man gesehen, dass sich viele Jugendliche verstärkt auf die Social Media gestürzt haben. Und dann sollte man auch versuchen, sie dort abzuholen als Leser. Mir hat eine Lehrerin erzählt, dass sie ihren Schülerinnen und Schülern die Aufgabe gestellt hat, zu dem Protagonisten eines Buch ein Instagram-Profil zu erstellen. Das ist bei den Jugendlichen extrem gut angekommen.

Ich habe die Erfahrung gemacht, dass, wenn man mit Jugendlichen Bücher über Themen liest, die sie wirklich beschäftigen – Mental Health, Diversität –, Bücher in denen der Protagonist solche Themen durchlebt, diese viel besser ankommen als die gängigen Lektüreklassiker, bei denen sich viele Jugendlichen weder im Autor noch in den Protagonisten wiederfinden können.

Ist es nicht wichtig, auch eine bestimmte poetische Ausdrucksform zu vermitteln, die gerade in vielen Klassikern steckt?

Das finde ich auch wichtig. So haben meine Kinder gerne den „Erlkönig“ gelesen und rezitiert. Damit hatte ich nicht gerechnet, ich dachte, sie würden das als veraltet empfinden. Aber sie haben das richtig gerne gemacht. Auch eine Poetin wie Elona Beqiraj kommt gut an. Sie schreibt kurze Gedichte, viel über Diaspora und wie es ist, als Person mit kosovarischen Wurzeln in Deutschland zu leben.

Die Lesefähigkeit und Leselust wird nicht ausreichend gefördert – speziell bei

**Migrantenkindern, oder?**

Man hat zu viele andere Baustellen. Viele Kinder mit Migrationsgeschichte kennen die richtigen Artikel nicht, der Satzbau ist katastrophal, das Vokabular begrenzt, das hängt natürlich damit zusammen, dass viele kaum lesen. Und auch im Deutschunterricht ist nicht viel Platz für Leseförderung. Ich habe ja in Österreich unterrichtet, dort gibt es drei, maximal vier Klassenlektüren im Jahr, und meine Schülerinnen und Schüler haben in ihrem Leben oft nur die Bücher gelesen, die sie lesen mussten, wobei viele nicht einmal die wirklich gelesen haben. Bei vielen zu Hause gab es keine Bücher, und vielen fehlte auch das Geld für Bücher, sodass die Lehrerin immer nur die Bücher als Schullektüre nehmen konnte, die auch in der Schulbibliothek vorhanden waren.

Sie schildern in Ihrem Buch eine Szene, in der sie einem Mädchen mit Migrationshintergrund in der Schule ein Buch schenken – und das Mädchen ist total gerührt.

Ja, das geschah, als ich damals neu als Lehrerin in eine Klasse kam. Um die Kinder kennenzulernen, hatte ich sie gebeten, ein Buch mitzubringen. Dabei stellte sich heraus, dass die Hälfte keines hatte. Das hat mich so schockiert, dass ich mit den Steckbriefen der Kinder in die Buchhandlung gegangen bin und ihnen dort einfach welche passend zu ihren Interessen gekauft habe. In der Pause habe ich gesehen, dass ein paar in ihren Büchern geschmökert haben. Am Ende des Sommers stand dann im anonymen Feedback, dass sich einige vorgenommen haben, mehr zu lesen und Bücher in der Stadtbücherei auszuliehen. In meinen Schulklassen habe ich auch immer erzählt, warum das Lesen für mich als Schülerin so wichtig war. Ich habe erzählt, dass meine Deutschkenntnisse auch nicht immer so gut waren wie heute – und dass mir Lesen geholfen hat. In meiner eigenen Schulzeit war es ähnlich. Ich hatte einen Lehrer, der inzwischen übrigens einen Youtube-Kanal namens „Literatur ist alles“ betreibt, der hat so begeistert von Literatur gesprochen, dass er damit alle in den Bann zog. Er hat von Literatur immer so geschwärmt, dass uns allen klar war: „Wow, wir wollen auch mal so fühlen wie er.“

Muss man Migrantenkinder anders an Bücher heranzuführen als Nichtmigrantenkinder?

Ich glaube schon. Man sollte mit ihnen Bücher lesen, in denen eine gewisse Diversität vorkommt. Und man sollte im Unterricht darauf achten, dass man auch Bücher und Autoren aus dem Kulturkreis ihrer Eltern hervorhebt, mit Bemerkungen wie „Pamuk, der Klassiker“ oder so. Denn das ist drin im Kopf von Migrantenkindern: Kunst und Literatur, das ist nur etwas von denen, die hier schon lange leben, so etwas haben wir gar nicht. Man sollte auch Lektürefrustrationen zu vermeiden suchen oder abfangen. Es ist für Migrantenkinder sehr entmutigend, wenn sie die erste Seite eines Buches lesen und schon fünf Wörter nicht verstanden haben.

Eine schwierige Frage: Wie bringt man Teenager, die gerne, wie so viele, Rap hören, leidenschaftlich Computerspiele zocken und eine Macho-Attitüde cool finden, zum Lesen? Wobei wir davon ausgehen, dass Lesen jedem gut tut. Man könnte ja auch sagen: Es muss nicht jeder lesen.

Ich würde bei Büchern ansetzen, die Deutschrapper geschrieben haben – wenn sie sie wirklich selbst geschrieben haben. Ich glaube, die Unterscheidung in gute und schlechte Literatur führt hier nicht weiter. Den Fehler habe ich als Lehrerin am Anfang auch gemacht: zu denken, ich müsse unbedingt Klassiker lesen. Das funktioniert aber nicht. Man muss eher über Themen einsteigen – Identitätsfindung, das Sich-nicht-angenenommen-Fühlen – diese Themen finden sich ja auch in anderer Literatur. Ich gehöre auch nicht zu denen, die „Gregs Tagebuch“ verteufeln. Das machen ja viele Lehrerinnen und Lehrer, sie sagen: Das ist Comic und nicht Lesen. Doch wenn die Lehrer sagen, das einzige, das du gut lesen kannst, sei kein richtiges Lesen, dann lässt du es ganz.

Welche Bücher kommen bei Kindern und Jugendlichen als Einstieg besonders gut an?



Für die Jahrgänge „Fünfzehn Plus“ funktionieren sehr gut, ganz aktuell, „Herkunft“ von Saša Stanišić oder „Untenrum frei“ von Margarete Stokowski. Ganz überraschend gut angekommen ist das Buch „Das also ist mein Leben“ von Stephen Chbosky. Man muss ja nicht immer nur deutschsprachige Bücher im Deutschunterricht behandeln, auch Übersetzungen kommen gut an. Die Kleinen fanden toll, für mich ebenfalls überraschend, „Krabat“ von Otfried Preußler, dass hat sie an die Vampir-Saga „Twilight“ mit ihrer Mystik erinnert. Gern gelesen werden immer auch „Tagebücher“, ob von Anne Frank oder von anderen.

Hollywood hat wahrscheinlich dazu beigetragen, die Zigarette populär zu machen. Wie könnte man das Buch für all jene Jugendlichen, die ihm nicht zugeneigt sind, attraktiv machen? Wie kann man für Bücher originell werben?

Man hat es ja nach der Netflix-Serie „Damengambit“ gesehen, sie hat dazu geführt, dass Schach geboomt ist. Das ist schon mal ein guter Anfang – eine Mini-Netflix-Serie, die auf einem Buch beruht. Außerdem gibt es sehr gute Youtube- und Instagram-Kanäle, auf denen Bücher rezensiert werden. Die machen das Buch ein bisschen cool und vielleicht auch geheimnisvoll. Ein Serie wie „Queen's Gambit“ für das Buch wäre glaube ich super.

In der ersten Staffel von „True Detective“ sah man die Ermittler häufig in Büchern lesen. Das fügte sich ganz natürlich in die Handlung ein und machte Eindruck.

Ja, das ist ein Problem, dass Bücher in vielen Teenager-Netflix-Serien oder anderen Serien überhaupt keine Rolle spielen.

Die Fragen stellte Uwe Ebbinghaus.

Melisa Erkurt, in Sarajevo geboren, ist Journalistin und ehemalige Lehrerin aus Wien. Ihr 2020 erschienenes Buch „Generation haram – warum Schule lernen muss, allen eine Stimme zu geben“ wurde in Österreich ein Bestseller. Gerade hat Erkurt mit die_chefredaktion auf Instagram ein neues journalistisches Format für junge Menschen gestartet.